

Predigt zum Semestereröffnungsgottesdienst zum Sommersemester 2018
PD Dr. Henning Theißen

1

Predigtentwurf zu Ex 32* im Universitätsgottesdienst am 8.4.2018 im Dom St. Nikolai Greifswald

Bibeltext:

Ex 32,1 Als aber das Volk sah, dass Mose ausblieb und nicht wieder von dem Berge zurückkam, sammelte es sich gegen Aaron und sprach zu ihm: Auf, mach uns einen Gott, der vor uns hergehe! Denn wir wissen nicht, was diesem Mann Mose widerfahren ist, der uns aus Ägyptenland geführt hat. 2 Aaron sprach zu ihnen: Reißt ab die goldenen Ohrringe an den Ohren eurer Frauen, eurer Söhne und eurer Töchter und bringt sie zu mir. 3 Da riss alles Volk sich die goldenen Ohrringe von den Ohren und brachte sie zu Aaron. 4 Und er nahm sie von ihren Händen und bildete das Gold in einer Form und machte ein gegossenes Kalb. Und sie sprachen: Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägyptenland geführt hat! 5 Als das Aaron sah, baute er einen Altar vor ihm und ließ ausrufen und sprach: Morgen ist des HERRN Fest. 6 Und sie standen früh am Morgen auf und opferten Brandopfer und brachten dazu Dankopfer dar. Danach setzte sich das Volk, um zu essen und zu trinken, und sie standen auf, um ihre Lust zu treiben. [...] 15 Mose wandte sich und stieg vom Berge und hatte die zwei Tafeln des Gesetzes in seiner Hand; die waren beschrieben auf beiden Seiten. 16 Und Gott hatte sie selbst gemacht und selber die Schrift eingegraben. 17 Als nun Josua das Geschrei des Volks hörte, sprach er zu Mose: Es ist ein Kriegsgeschrei im Lager. 18 Er antwortete: Es ist kein Geschrei wie bei einem Sieg und es ist kein Geschrei wie bei einer Niederlage, ich höre Geschrei wie beim Tanz. 19 Als Mose aber nahe zum Lager kam und das Kalb und das Tanzen sah, entbrannte sein Zorn und er warf die Tafeln aus der Hand und zerbrach sie unten am Berge 20 und nahm das Kalb, das sie gemacht hatten, und ließ es im Feuer zerschmelzen und zermalmte es zu Pulver und streute es aufs Wasser und gab's den Israeliten zu trinken.

Kanzelgruß (2 Kor 13,13). Liebe Universitätsgemeinde! Täuschen wir uns nicht! Was das Volk Israel hier treibt, indem es das sprichwörtliche Goldene Kalb gießt, das ist keineswegs nur eine Geschichte aus ferner Vorzeit, als die Welt noch voll war von Mythen und Göttern, als in jedem Hain eine Gottheit kauerte und auf jedem Hügel ein Dämon lauerte. Wir aufgeklärte Zeitgenossen sind für den Zauber des Goldenen Kalbes womöglich viel empfänglicher, als uns lieb ist. Und das liegt nicht am Goldenen Kalb, es liegt an uns selbst.

I.

Das Goldene Kalb selbst vermochte nichts, denn von wegen golden! es war ja nicht mehr als ein geschnitztes Standbild, das man mit Blattgold belegt hatte, und dass ein solches Götterbild nichts taugt, dass es ein Götze ist, wie man im Deutschen sagt, oder ein Nichts (wie das hebräische Wort es ausdrückt) – das steht schon beim Propheten Jesaja (Jes 44): Wie könnte ich ernsthaft glauben, dasselbe Holz, das ich spalte und zum Feuer aufschichte, um mir einen Braten zu braten, könnte mir plötzlich Beistand und Wegweisung geben, wenn es in die Form eines Stieres geschnitzt wird, in der die Religionen der Völker, die vor Israel im Land waren, ihre Gottheit verehrten?

Aber nun geschieht in der Geschichte vom Goldenen Kalb etwas Besonderes; etwas, wovon die Götzenpolemik beim Propheten Jesaja nichts weiß: Das Volk legt seine Halsketten ab, es hängt die Ohrringe ab, die Armreifen werden abgenommen; das ganze Gold wird eingeschmolzen, und etwas Neues entsteht daraus: der kostbare Überzug, der das Standbild erst zum Goldenen Kalb macht. Ist es der Reiz des Goldes, der Zauber des funkelnden Edelmetalls, der aus dem Götzenbild mehr

macht als nur ein Götzenbild – nämlich ein Idol in allem funkelnden und schillernden Zwiespalt, der dem Wort Idol anhaftet? Das griechische Lehnwort heißt nichts weiter als Bild und bezeichnet in unserem Zusammenhang das Bild der Gottheit, die von ihren Anhängern verehrt wird – wobei allerdings nicht das Bild selbst verehrt wird, sondern die Gottheit, die in ihm dargestellt ist, sich aber eben auch in ihm zeigt: Da ahnt man schon den Zwiespalt von Bild und Abgebildetem, von Urbild und Abbild, der sich in alle monotheistischen Religionen hineinragen lässt, denn ihr Gott darf ja auf keinen Fall verwechselt werden. Dieser Zwiespalt besteht auch im Christentum, ja bis mitten unter den Protestanten mit der bilderfreundlichen lutherischen Konfession und den Reformierten, die jede bildliche Darstellung Gottes ablehnen.

Aber der Zwiespalt liegt nicht auf Seiten des Bildes oder des Abgebildeten, er liegt in uns, den Betrachtenden, ja den Herstellern der Bilder, denn wir sind es, die die Bilder produzieren. Wir tun es nicht als Kunsthandwerker oder Goldschmiede und schon gar nicht als Priester – wir tun es einfach als Menschen, denn unser Innerstes, unser Herz, wie die Bibel dieses Innerste nennt, ist eine einzige Götzenfabrik, wie Luther es einmal ausdrückte. Das entscheidende Stichwort lautet »abhängen«.

Das Volk in unserer Geschichte hängt die goldenen Ohrringe ab, um das Gold einzuschmelzen zu dem Bild der Gottheit, die sie aus der Wüste heraus und hinein in das gelobte Land führen soll. Das klingt unschuldig, aber kann man es zumindest heute als Christ oder Christin in unserem Land ohne Erinnerung an die Zeiten im Ersten und im Zweiten Weltkrieg hören, als nicht Ohrringe, sondern Kirchenglocken abgehängt wurden, um sie einzuschmelzen und Kanonenrohre daraus zu gießen? Gewiss, das geschah unter dem Druck, dem erheblichen Druck einer kriegstreibenden und nicht nur kriegstreibenden, sondern schon aktiv Krieg führenden Staatsmacht. Aber war es nicht auch ein Versuch, den Ausweg aus einer ausweglosen Situation zu beschaffen – und indirekt ein Eingeständnis, mindestens aber die Ahnung, dass diese Macht, dass die Führer des Volkes, die man als Idole verehrt hatte und denen man blindlings gefolgt war, am Ende waren, wenn ihnen das Volk nicht half? Doch was war das für eine Macht, die auf solche Hilfe angewiesen war? Souverän war sie jedenfalls nicht. Und was für ein Volk, das diese Hilfe bereitwillig leistete?

II.

Wir müssen aber gar nicht auf so zugespitzte historische Konfliktlagen blicken, um den Zwiespalt zu begreifen, um den es hier geht. Wir beginnen heute ein neues Semester an der Universität, etliche fangen jetzt mit dem Studium an. Der Abschluss der Schule, der Auszug von zuhause, der erste selbst unterschriebene Mietvertrag, der unumkehrbare Startschritt in ein eigenes, selbständiges Leben – das alles ist auch die Suche nach dem Bild von demjenigen Leben, das ich führen und dem ich nachjagen möchte, die Ausschau nach neuen Vorbildern, wenn die Erwartungen und Vorstellungen, die aus dem Elternhaus kamen oder in der Schule mehr oder minder unhinterfragt vorgegeben wurden, erstmals grundlegend auf den Prüfstand gestellt werden. Natürlich sind die Kontakte zu den Eltern und Mitschülern während der ersten Wochen in diesem neuen Kosmos Universität oft noch intensiv. Die Heimfahrten oder die Besuche der Eltern am Studienort gehören für viele dazu, und die Anekdoten vom schrulligen Klassenlehrer fangen gerade jetzt an zu kursieren, wenn man die Schultür endgültig hinter sich zugemacht hat. All das ist aber weder bloße Unterhaltung noch Nostalgie, sondern es ist die durchaus schmerzliche Vergewisserung, dass die Herkunft, bei der dieser Lehrer vielleicht einmal Sicherheit gegeben hat, und dass der Ratschlag, den man im Elternhaus unzählige Male gehört hat, auf einmal nicht mehr weiter trägt auf einem Weg, der in die Zukunft,

aber zu einem völlig ungewissen Ziel führt. Kurzum, es ist Zeit für Neuorientierung wie damals beim Volk Israel, das nicht zurück nach Ägypten konnte, aber auch Mose, der ihm vorausging, aus den Augen verloren hatte. In so einer Situation müssen neue Vorbilder her – damals beim Volk auf dem Weg ins gelobte Land nicht anders als heute beim Gang in die Selbständigkeit.

Bis zur Erfindung des Smartphones war der Auszug von zuhause nicht nur der Tapetenwechsel in die erste eigene Bude, sondern auch ein Bilderwechsel. Die Poster, Plakate und Centerfolds aus den Kinderzimmern derer, die heute Ihre Dozenten sind, werden in den seltensten Fällen mit umgezogen sein, als meine Generation das Studium begann. Die Idole der Teenager taugten für die angehenden Erwachsenen kaum als Vorbilder. Wir haben sie abgehängt und nicht mitgenommen. Der Auszug von zuhause war eine Erfahrung, die vielleicht sogar entfernte Ähnlichkeit mit dem jüdischen Pesachfest hat, das gestern seinen Abschluss fand: ein Auszug ganz eigener Art, ausgestattet nur mit dem Nötigsten und im Aufblick zu einem Gottesbild, das sich und den Weg voran erst in der Wüste, der scheinbaren Ausweglosigkeit also, zeigte in der Gestalt einer Wolkensäule bei Tag und einer Feuersäule bei Nacht. Diese Analogie hat sich im Zeitalter von Facebook und Instagram erledigt. Wenn wir von klein auf insbesondere Bilder und Videos »liken« oder eben nicht »liken«, verändert sich unsere Einstellung zu ihnen. Bilder sind nichts Besonderes mehr, stechen nicht hervor, empfehlen sich buchstäblich nicht als »Vor-Bilder«. Gleichzeitig sind sie mit unserer eigenen Persönlichkeit aber viel enger verbunden als früher. Wir wollen keine Vorbilder mehr, aber in den Bildern, die wir sehen und in denen wir uns sehen und sehen lassen, erfinden wir uns selbst ständig neu. Wer heute von der Schule an die Uni wechselt, aus dem Kinderzimmer in die Studentenbude zieht, hängt keine Bilder mehr ab, sondern hängt selbst ab. »Abhängen« als intransitives Verb ohne Objekt im Sinne von »chillen« gab es noch gar nicht, als ich mein Studium aufnahm. Es klingt vielleicht auf den ersten Blick irritierend, aber dieses Abhängen ist ein gutes Bild dafür, was es heute in Zeiten pluraler Lebensorientierungen und Glaubensausrichtungen, aber auch in Zeiten schwindenden Zutrauens zu fakten- und argumentenbasierten Gewissheiten heißt, gleichsam im Startblock zu sitzen und auf den Startschuss in ein selbstgewisses Leben zu warten: nicht etwa angespannt bis in die letzte Muskelfaser, sondern in einer merkwürdigen Schwebelage zwischen Neugierde und Gleichgültigkeit: Abhängen eben.

Wer früher das Studium aufnahm, ohne schon ein klares Bild davon zu haben, zu welchem Leben dieses Studium die Tür öffnen sollte, von dem oder der sagte man vielleicht, dass er oder sie »rumhänge«. »Rumhängen« ist aber etwas anderes als »abhängen«. Wer rumhängt, hat keine Ahnung von dem Ziel und Sinn des eigenen Weges und weiß so gesehen auch nicht, dass er oder rumhängt. Wer hingegen abhängt, tut es sehr bewusst, womöglich unter bewusstem Verzicht darauf, Zielstrebigkeit und Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens selbst in die Hand zu nehmen. Wir haben heute eine Menge Ausdrücke zur Verfügung wie Achtsamkeit oder Gelassenheit, mit denen man ein solches Leben und eine solche Haltung wertschätzen kann. Der Zwiespalt bleibt allerdings. Annett Louisan sang vor einigen Jahren selbstironisch: »Jetzt brauch ich sehr viel Ruhe / für Dinge, die ich heut nicht tue. / Ich fang ganz spontan an / überhaupt nichts an. / Das zieh ich eisern durch / konsequent und ruhig / bis ich drüber einschlaf.«

III.

Der Zwiespalt steckt im »Abhängen« selber. Friedrich Schleiermacher, der große Theologe am Beginn der aufgeklärten Moderne, definierte die Religion als das »Gefühl schlechthinniger Abhängig-

keit«: die unmittelbare Gewissheit, dass ich mich in all der großen Freiheit und Selbstbestimmtheit, die für das moderne Menschenbild so kennzeichnend sind, nicht selbst gesetzt habe, sondern mich von irgendwoher abhängig weiß. Seither wird die leere Planstelle dieses Woher von unterschiedlichen Transzendenzkandidaten ausgefüllt, und die Freiheit des modernen Subjekts ist zum Streit um die Bilder geworden, die unsere Subjektivität prägen. Und genau hier liegt der Ursprung des Zwierspalt, denn Bilder sind, das sehen wir heute klarer als je zuvor, nicht objektiv. Dass man das Bauteil der Kamera, mit der sie gemacht werden, in vordigitalen Zeiten Objektiv nannte, mutet in der Ära Photoshop wie ein Witz an. Das ändert aber nichts an der Macht der Bilder, im Gegenteil wird sie dadurch erhöht. Denn zum Leitbild unseres Lebens erheben wir gerade die nachgeschönten und durchgestylten Bilder, die Bilder, in denen wir nichts Abgebildetes mehr sehen, sondern uns selbst so, wie wir durch die Bilder bestimmt werden. So werden die Bilder zum Spiegel unserer selbst, den wir vor uns aufstellen, sie werden zu Vor-Bildern im buchstäblichen Sinne, obwohl in Wahrheit keine reale Person, kein großes Ideal dahintersteht, sondern nur wir davor. Wir stehen vor dem Spiegel unserer Selbstbilder, die in diesem Spiegel zu Vorbildern werden.

Das aber ist es, was die Bibel mit dem griechischen Wort Idole und mit dem deutschen Wort Götzen nennt: Bilder voller Macht, die uns Orientierung vorgaukeln, aber nur zur Selbstbespiegelung taugen. Es ist aufschlussreich, dass man sowohl von der Religion als auch von Idolen sagt, dass sie Anhänger haben. Der wesentliche Unterschied ist aber, dass die Idole in Wahrheit selbst von den Anhängern abhängen, die ihnen huldigen. Was wäre Kim Kardashian ohne ihre Followers? Und das gilt nicht nur für Idole, die ihre Karrieren auf den Boulevard bauen, der ihre Geschichten begierig verschlingt, sondern auch für die, die wahrhaft nach den Sternen greifen. Am Beginn von Nietzsches »Zarathustra« spricht der Titelheld zur Sonne: »Du großes Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht die hättest, welchen du leuchtest?« Ein großes Wort voller Selbstbewusstsein! Doch meist wird nicht dazugesagt, was Nietzsche sehr klar als die Folge dieser großsprecherischen Geisteshaltung erkannt hatte: Wer so zur Sonne redet, muss selbst zur Sonne werden. Wer den Himmel wegwischt und das Meer austrinkt, wer die Erde von ihrer Sonne loskettet, der wird sich unweigerlich selbst auf den leeren "Stuhl im Orbit" setzen müssen, sang auch Herbert Grönemeyer vor Jahren in geradezu missionarischem Agnostizismus. Nietzsche nannte das "die fröhliche Wissenschaft", weil die Erkenntnis, selbst an Gottes Stelle treten zu können, die Menschen frei mache. Wenn Sie heute das Semester, vielleicht das erste Semester an der Uni beginnen, ist das ein Einstieg oder Wiedereinstieg in die Wissenschaft. Und gebe Gott, dass es ein fröhlicher Einstieg werde! Aber die universitäre Wissenschaft, zu der ich Sie in einem Universitätsgottesdienst einladen und ermuntern kann, ist nicht die "fröhliche Wissenschaft" im Sinne Nietzsches. Nicht, dass wir Menschen die Antwort wären auf die Fragen, die wir an der Universität stellen, soll Ihr Semester froh machen. Eine solche Haltung wäre, wie ehrenhaft und ergebnisreich die einzelnen Wissenschaften dann auch immer arbeiten mögen, nicht befreiend, sondern würde in die Abhängigkeit führen: eine Abhängigkeit, die darin besteht, mit dem zufrieden sein zu müssen, was wir uns selbst sagen können, und sei es auch mit noch so scharfem Verstand und unterstützt durch das bestmögliche Team oder die modernste apparative Ausstattung. Bei uns zu bleiben, wird uns gerade in der Wissenschaft nicht frei machen, sondern in die Abhängigkeit führen. Die Lösung kann nun aber nicht sein, nach Kräften über uns hinauszuwachsen. Vielmehr wenn wir nicht gut daran tun, bei uns zu bleiben, dann tun wir recht daran, uns selbst loszulassen, uns buchstäblich zu verlassen – auf etwas und jemanden Größeres als uns, auf Gott.

Die christliche Tradition nennt diese andere Haltung, diese Alternative zur Selbstbespiegelung:

Glauben. Auch der Glaube ist eine Abhängigkeit, aber ganz anders, als der zitierte Schleiermacher sich das vorstellte. Martin Luther beschreibt den Glauben in seinem Großen Katechismus so: »worauf du nun dein Herz hängest und [dich] verlässest, das ist eigentlich dein Gott [...] Das Glauben und Trauen des Herzens macht beide, Gott und Abgott«. Auch diese Abhängigkeit steht im Zwiespalt von Gott und Götze, dem wahren Gott und dem Idol. Aber Luther fügt auch hinzu, wie sich der Zwiespalt von Gott und Abgott, von Gottesdienst und Götzendienst auflöst. Der rechte wahre Gott ist der Gott, den die Bibel schildert, und kein anderer. Er ist der Gott, der sich Israel als sein Volk erwählt, der Gott, der sich in dem Menschen Jesus zu erkennen gibt. Das Herz bekommt hier einen festen Aufhängungspunkt für sein Vertrauen, den Nagel, wie Luther ihn einmal nennt, an dem der Glaube ankern kann. Das Neue Testament nennt Jesus darum auch »das Bild des unsichtbaren Gottes«.

IV.

Ein solches Bild gibt Orientierung – taugt es damit auch zum Vorbild? Wer Jesus ist und was er tut, das kann ihm keiner nachmachen. Ihm nachzufolgen, kann darum nicht heißen, ihn zu imitieren. Dem anzuhängen, der selbst am Kreuz hängt, macht diejenigen, die an ihn glauben, frei von Kreuz und Tod. Das Bild des Gekreuzigten wird zum Idol, wenn wir seinen Sinn im Leben Jesu bis hin an dieses Kreuz suchen, aber dasselbe Kreuz ist heilsam, wenn wir es in der Gewissheit von Ostern sehen, dass in diesem Tod der Tod selbst getötet wird. Der Sieg des Lebens über den Tod, den wir zu Ostern feiern, ist, dass der Tod sich selbst überlassen wird und so seine zerstörerische Macht nur gegen sich selbst richten kann. Wer glaubt, wird aus diesem Zirkel tödlicher Macht herausgerückt; oder mit den Worten des Paulus, denen wir das Bild des Zirkels unterlegen können, den Sie alle als Zeichengerät aus Schultagen kennen: Der Tod verliert seinen Stachel, oder mit dem griechisch-lateinischen Wort für Stachel: Er verliert das Zentrum. Seit dem Ostermorgen steht der Tod nicht mehr im Zentrum unseres Lebens, sondern ist überwunden; wer glaubt, hat den Tod im Rücken und das Leben vor sich. Im Glauben an die Auferweckung Jesu von den Toten ist unser Lebensweg im Gegensatz zur biologischen Lebensrichtung ein Weg aus dem Tod ins Leben. Jesus ist diesen Weg vorgegangen, und indem er diesen Weg nicht nur geht, sondern dieser Weg ist, ist er Vorbild.

Das mag beim ersten Hören abstrakt klingen, aber wenn man es sich bildlich vorstellt, wird sofort klar, worauf dieses Vorbild Jesus hinauswill, wohin er uns mitnimmt. Die Gewissheit und die Freude von Ostern sagen uns: Diesen Weg ans Kreuz kann keiner gehen außer dem, der von Gott gekommen ist: Jesus selbst. Diesem Vorbild nachzufolgen, buchstäblich in seine Fußstapfen zu treten und das eigene Kreuz zu tragen, wie Jesus immer wieder mahnt, wird notwendigerweise heißen müssen, dass da nur ein Paar Fußspuren ist – die Spuren des Gekreuzigten nämlich, während die, die ihm nachfolgen und ihr eigenes Kreuz tragen, in Wahrheit von ihm getragen werden.

Sie kennen das Bild, das ich damit zeichne, vermutlich alle aus der bekannten Geschichte von dem Menschen, der sein Leben als einen Strandspaziergang mit Gott träumt und feststellen muss, in den schwierigsten Zeiten seines Lebens nur dieses eine Paar Spuren im Sand zu finden. Ich habe das Bild nur ein klein wenig verfremdet, denn das eigentlich Erstaunliche ist ja nicht, dass der oder die Träumende in ihren schlimmsten Lebenslagen in Wahrheit von Gott getragen wurde, sondern wie diese Person die Spuren Gottes am Strand mit den eigenen Fußspuren verwechseln konnte. Wenn diese Spuren nicht der Träumenden, sondern dem wahren und einzigen Gott gehören, dann offenbar nur so, dass er ihre Wege geht, auf seinen Pfaden wandelt. Das einerseits Geistesgegenwart, durch

die Gott in jedem Moment meines Lebens an meiner Seite sein kann. Diese Geistesgegenwart hat aber andererseits auch eine Kehrseite, die mich betrifft, durch die Gott im Bild des Gekreuzigten mir Vorbild sein kann. Nicht, indem ich in seine Fußstapfen trete, wandelt doch in Wahrheit umgekehrt er auf meinen Pfaden. Sondern so ist Gott für die Gläubigen Vorbild, dass er durch seine Geistesgegenwart uns zugleich in einem ganz existenziellen Sinne von der Präsenzpflcht entlastet. Ich rede jetzt nicht von der Frage, ob Sie in diesem Semester in den Lehrveranstaltungen anwesend sein sollten oder nicht: selbstverständlich sollten Sie. Sondern weil Gott gegenwärtig ist, der seine Gläubigen trägt, sind die Gläubigen davon entlastet, sich selbst ihren Stand zu verschaffen oder auf Ihrem Standpunkt zu beharren. Ich sage das gerade mit Blick darauf, dass die Universität ein auf Überzeugungen aufbauendes und hochkompetitives System ist, wo vom morgendlichen Sitzplatz im Hörsaal bis zur Examensnote alles von unserer überzeugenden Selbstdarstellung, unserer Bühnenpräsenz sozusagen abzuhängen scheint: Präsenzpflcht in einem sehr existentiellen Sinne.

Der christliche Glaube will Menschen gerade in einem derart leistungsorientierten Umfeld, wie die Universität es ist, von dieser existentiellen Präsenzpflcht entlasten und einladen, sich genauso von dem Faszinosum der Wissenschaft und ihrer Erkenntnis beschenken zu lassen, wie wir auch sonst im Leben, wenn es wirklich existentiell wird, davon leben, uns auf andere zu verlassen und beschenkt zu werden. Wenn wir an das Wort Präsent, engl. present, dt. Geschenk denken, dann ruft hier eine Präsenzpflcht in einem ganz anderen Sinne. Dazu kann uns der Glaube an den auferweckten Gekreuzigten Mut machen. Amen.

Kanzelsegen (Phil 4,7).